

Ein Brief eines schweizerischen Feldpredigers nach General Bachmann's Einmarsch in die Franche Comté : 12. Juli 1815

Autor(en): **Meyer von Knonau, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Taschenbuch**

Band (Jahr): **36 (1913)**

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-985749>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Brief eines Schweizerischen Feldpredigers nach General Bachmann's Einmarsch in die Franche Comté (12. Juli 1815).

Mitgeteilt von G. Meyer von Knonau.

In seinen „Lebenserinnerungen“ spricht Ludwig Meyer von Knonau davon, daß er sich für seine beiden Knaben entschlossen habe, sie zu einer gewissen Zeit aus der Schule zurückzuziehen und in einigen Fächern selbst zu unterrichten. Er fährt da fort: „Das Deutsche und noch einige weitere Fächer hatte ich das Glück, einem Studenten anzuvertrauen, der Ernst, Liebe und eine gute Methode vereinigte, der jetzt noch der Freund und oft der Ratgeber meiner Söhne ist und den ich seit vielen Jahren als einen der biedersten, offensten und zuverlässigsten Charaktere, die ich angetroffen habe, kenne. Es ist mein Freund Pfarrer Conrad Bleuler“¹⁾.

Im Jahr 1815 begleitete Bleuler als Feldprediger die nach Basel befehligten zürcherischen Truppen und hatte da die Aufgabe, dem nach einer jähen Erkrankung verstorbenen Oberstleutnant Spöndli am 19. Juni die Leichenrede zu halten. Der Geschichtschreiber der zürcherischen Artillerie, David Mischeler,

¹⁾ Conrad Bleuler, 1790 in Zollikon geboren, 1815 ordiniert, war Pfarrer in Seebach, übernahm dann ein Vikariat als Lateinlehrer an der Bürgerschule in Zürich. 1830 wurde er Diakon in Kilchberg und nach Aufhebung des Diakonates Pfarrer in Wipfingen, wo er bis 1850 blieb. In den Dreißiger Jahren wirkte er als Mitglied des Erziehungsrates bei der Reorganisation des Schulwesens. Nach dem Rücktritt vom Pfarramte privatisierte er in seiner Heimatgemeinde Zollikon. Bis in hohe Jahre körperlich rüstig und voller geistiger Kraft starb er 1873.

war als junger Offizier selbst anwesend und schildert den Eindruck dieses großartigen Leichenbegräbnisses: „Der Feldprediger trat auf dem von einer unübersehbaren Menge von Menschen gleichsam wie umgürteten St. Johannis-Kirchhof in den eine feierliche Totenstille beobachtenden ungeheuren Halbkreis, um aus tiefgerührtem Herzen dem Verewigten eine alle Anwesenden im Innersten ergreifende Grabrede zu halten“. Noch nach einem halben Jahrhundert gab Bleuler an Nüscherer für dessen Neujahrsblatt der Feuerwerfergesellschaft in Zürich eine Mitteilung: „Die Bataillonsfahne hatte Spöndli neben sich hinter dem Bette. Das Bataillon sollte ausmarschieren und die Fahne mitnehmen. Diese aber hatte der Kranke gleich im Anfang der Fieberhitze mit der rechten Hand ergriffen und ließ sie nicht mehr los. Wir waren in der peinlichsten Verlegenheit. Endlich gelang es uns, ihm eine Stange vom gleichen Kaliber in die Hand zu bringen, welche er wieder so festhielt. Es muß der Gedanke: ‚Ich muß bei der Fahne bleiben!‘ der letzte vor dem Delirium gewesen sein, der ihn dann auch bis zum Tode nicht mehr verließ“.

Bekanntlich überschritt die unter dem Kommando des Generals Bachmann stehende schweizerische Bewaffnung am 8. Juli die französische Grenze, und Bleuler begleitete auch hier sein Bataillon. Aus dem Dorfe Ruffen schrieb er nun am 12. Juli nach Zürich an seine beiden Zöglinge, den elfjährigen Ludwig und den zehnjährigen Konrad, den nachfolgenden Brief, der besonders über die bei der Überschreitung der Grenze eingetretenen Vorgänge interessante Bemerkungen enthält.

Ruffen, den 12. Julii 1815.

Meine Lieben!

Eure Briefchen haben mir in Basel ein unbeschreibliches Vergnügen gemacht. Wieder einmal etwas von den guten Meyerknaben zu sehen, an die ich täglich ein paar Mal denke, das war

es, was ich sehnlichst wünschte. Und diesen Wunsch habt Ihr erfüllt. Nun so ist denn ein Dienst des anderen wert; auch von mir soll Euch endlich der Brief zu Teil werden, den ich schon so lange schuldig geblieben bin. Vieles, unendlich vieles, das ich gesehen, gehört, erfahren habe, könnte ich Euch schreiben; allein ich weiß, das Wenigste würde Euch interessieren; ich weiß, daß Knaben von Euerem Alter am liebsten vom Militär, von Reisen und merkwürdigen Auftritten erzählen hören, und dies soll denn auch in aller Kürze geschehen. Wenn ich etwas vergesse, so soll es bei Hause zu Eurer gänzlichen Befriedigung nachgeholt werden.

Der 26. Junius sei der Tag, von dem meine Erzählung ausgeht. An diesem und den beiden folgenden Tagen war ich Augenzeuge des Durchzugs der Alliierten durch Basel. Das war ein abwechselndes Schauspiel. Vom frühen Morgen bis an den späten Abend war die Rheinbrücke voll gepfropft von Militär aller Art. Ich wünschte ganz Auge und Ohr zu sein. Denkt Euch einmal acht ungarische Husaren-Regimenter in einer Linie: was das für ein unendlicher Zug sein muß. Ich dachte manchmal: Ei! Hat sich denn auch die ganze Welt aufs Pferd geworfen, um nach Frankreich zu ziehen? O, wie wünschte ich meinen Louis und Konrad an der Hand zu haben, da die badischen Dragoner die Rheinbrücke passierten. Pferde und Leute waren untadelhaft. Alles schimmerte an den jungen auserlesenen Männern; ihre Haltung war, wie mich dünkte, ganz vortrefflich; jeder ritt ein Pferd, das einem General keine Schande gemacht hätte. Was dabei meine Freude trübte, war der Gedanke, daß vielleicht die meisten dieser blühenden Jünglinge in wenigen Tagen eine Beute des Todes werden müssen. Ferner betrachtete ich mit vielem Vergnügen sechs Regimenter österreichische Ulanen. Ihre edigen Mützen, ihre Spieße, an denen allen oben ein gelb und schwarzes Fähnlein wehte, gewährte in einer ge-

wissen Ferne einen artigen Anblick. Dazu kamen noch wenigstens sechs Regimente österreichische Kürassiere, wie Ihr sie vor anderthalb Jahren in Zürich gesehen habt. Die ganze Kavallerie, die ich zu sehen bekam, war mit Pferden versehen, wie wir sie in der Schweiz nur selten haben. Die badische Landwehr zeichnete sich nicht weniger durch Sauberkeit als Geschicklichkeit aus. Auch die österreichische Infanterie bestand nicht mehr aus den alten laufigen lahmen und schmutzigen Soldaten; man konnte sie gar wohl ohne Ekel betrachten. Besonders schön war das Grenadier-Regiment Alexander, das aus lauter Männern bestand von der Größe unserer hundert Schweizer. Was mich aber über alles entzückte, waren die vortrefflichen Feldmusiken, deren ich in diesen drei Tagen mehrmals hundert zu hören bekam. Im österreichischen Lager bei Burgfelden hörte ich an einem Abend eine Feldmusik, wobei 48 Musikanten tätig waren. So einen Schmaus werden meine Ohren nicht so bald wieder bekommen. In diesen Tagen war ich auch ein Augenzeuge des kurzen Bombardements, womit die Spitzbuben in Hünningen das unschuldige Basel in Angst und Schrecken versetzten.

Doch ich eile nun zum Neuesten. — Samstag den 1. Juli erhielten wir gegen alle Erwartung den Befehl zum Abmarsch ins Bistum; zu welchem End hin, das wußten wir nicht. Mit unserem Bataillon bewegte sich die ganze Brigade Schmiel vorwärts. An diesem Tag zogen wir noch nach Delsberg, einem kleinen artigen Städtchen, 7 Stunden von Basel, wo der Zufall es haben wollte, daß ich zu einem Ratsherren einquartiert wurde, bei dem schon ein zürcherischer Feldprediger (Salomon Heß beim Sternen) Quartier genommen hatte. Am Sonntag Morgen hieß es statt zu predigen: Pfarrer mach dich auf die Füße, du mußt wandern, von einem Dorf zum andern. So merkwürdig die Gegend ihrer sonderbaren Felsenpässe und Felsenmassen wegen war, so wurde doch endlich der in der größten Hitze zu

Fuß gehende Feldprediger des Reisens durch dieselbe überdrüssig, da man nirgends etwas zu essen, noch weniger ein vernünftiges Glas Wein zu trinken bekam. Doch ich dachte: *Iucundi sunt acti labores*, am Abend werden die guten Quartiere uns alle Not vergessen machen. Allein wie sehr fand ich mich getäuscht. Unser Bataillon ward in ein kleines Dörfchen hineingepfropft. Schlechte Zimmer, schlechte Lager, schlechte Nahrung, das war das *praemium diligentiae* für den verflossenen Tag. Ich war ganz besonders glücklich; denn zu allem Elend plagte mich noch ein rasendes Kopfweh. Gottlob! Morgen um 3 Uhr riefen die Tambouren: Fort mit Euch, Ihr Soldaten! Herzlich gern verließen wir alle Saule; denn so hieß das armselige Nest, wo wir die Nacht zubringen mußten. Nun nahm die Brigade ihre Richtung gegen Biel. Dort sollte unser Bataillon einquartiert werden. Allein d'Affry, der zu seinen rothen Schweizern, die, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, alles Lobens und Rühmens ungeachtet nicht mehr einen Tropfen echt schweizerisches Blut haben, eine besondere Vorliebe hat, placierte uns in ein Bauerndorf, um diesen Nichtswürdigen die guten Quartiere aufzubewahren. Dies mein Urtheil will ich bei Hause rechtfertigen; jetzt hab' ich weder Platz noch Zeit dazu. In Madretsch, $\frac{1}{4}$ Stunde von Biel, hatten wir am Dienstag Rast. Da gab's denn Exkurse nach Biel und Nidau, und ich befand mich trotz alles Regnens den ganzen Tag auf der Straße. Am Mittwoch Morgen mußte unser Bataillon aufbrechen und bekam die Anweisung nach Teufelen und Gerlafingen, zwei kleinen Dörfern in der Nähe des Bielersees, zu marschieren. Von hier aus machte ich einen Exkurs nach Narberg, wo ich den beim Grenadier-Bataillon Heidegger angestellten Feldprediger Heinrich Heß vom St. Peter zu sprechen das Vergnügen hatte. Noch sah ich auf dem Felde die etwas massig gebaute Kanzel, auf welcher er am verflossenen Sonntag seinen Soldaten gepredigt hatte.

Am Donnerstag kam vom General die vermaledeite Ordre, wir sollten, statt, wie wir alle hofften, nach Neuchâtel, wieder nach Biel aufbrechen und zum zweiten Mal einen Teil des hässigen Weges durchs Bistum machen. Ihr könnt Euch denken, was es da für saure Gesichter gab. Selbst dem Feldprediger konnte man den Unwillen aus den Augen lesen. Dies mag auch eine Hauptursache des leidigen Auftrittes gewesen sein, den ich Euch nachher erzählen werde. Abends um 4 Uhr kamen wir nach Billeret, einem respektablen Dorfe, wo man wenigstens im Wirtshause für bares Geld das Nötige haben konnte. Am Freitag Morgen zog die Brigade über einen ziemlich hohen Berg nach Aubois und Noirmont, zwei Dörfer nicht mehr weit von der französischen Grenze. Hier brach das Ungewitter los, das schon lange gedroht hatte. Die ganze Brigade empörte sich. Die Soldaten versagten ihren Obern den Gehorsam, drohten jeden, der ihnen nach Frankreich zu gehen befehle, auf der Stelle niederzuschießen, mißhandelten einige Offiziere, die sie zu besänftigen suchten, und um jeden Versuch, sie zu überreden, vorzubeugen, luden alle vor den Augen derselben ihre Gewehre. Ihr könnt es Euch vorstellen, meine Lieben, wie mir da zumute war. Ich befürchtete das Schlimmste. Kein Oberst ließ sich mehr blicken; die Offiziere weinten wie Kinder, schmeichelten ihren Soldaten, so gut es ihnen möglich war, um nur auch das Argste zu verhüten. Während dieses Tumultes blieb einzig unser Bataillon ganz ruhig und versprach seinen Führern unbedingten Gehorsam. Wir mußten mitten durch die Empörer abziehen, die in ihrer Hitze töricht genug waren, einige Male auf uns Feuer zu geben. Doch wir kamen alle unverlezt nach Aubois, wo Schmiel uns sehnlichst erwartete. Hier ließ er unsern Soldaten zum Zeichen seines Wohlgefallens Wein geben, ermunterte sie kräftig zur Beobachtung aller Befehle, gab ihnen die heilige Versicherung, sie nie zu verlassen,

und hierauf zogen wir dann der beständigen Regengüsse ungeachtet einen steilen Berg hinunter. Hier windet sich ein Flößchen, Doubs, in langsamem Laufe zwischen zwei Bergen hindurch; dieses passierten wir auf Schiffen mit Mann und Pferd, und somit war der französische Boden betreten. Erst in der dunkeln Nacht langten wir in Charquemont an, wo wir gute Quartiere hatten. Am folgenden Tag ging der Marsch nach Lubier, einem wahren Rabenneste, dessen Häuser und Einwohner keinen Schuß Pulver wert sind. Sie tragen zwar auf den Hüten die weiße Farbe; aber ihre Herzen sind gewiß schwärzer als die Tinte, womit ich jetzt schreibe. Nur durch ungestümes Fordern konnte man von den Spitzbuben etwas bekommen; sie hatten alles verborgen und stellten sich blutarm, ungeachtet die kupferroten Nasen des Pfarrers und der Bauern uns deutlich sagten, man müsse hier auch schon Gelegenheit gehabt haben, dem Bacchus zu opfern. Unsere Unzufriedenheit bemerkend, gab Schmiel am Montag den Befehl, nach Ruffey aufzubrechen, einem Dorfe, wo wohlhabendere Partikularen wohnen, die aber auch nicht geben, wenn man ihnen nicht den Säbel weist. Ich logiere beim Maire des Dorfes, der mir äußerst artig begegnet, aber doch auch sein Erbteil vom französischen Charakter angenommen hat. Anfangs gab er mir extra guten Wein; aber jetzt greift er mir in mein Amt und fängt ihn an zu taufen. Ich werde mich aber in einigen Minuten deutlich gegen ihn erklären, daß, wofern er nicht unverfälschten Wein liefere, ich selbst den Kellermeister machen werde. Ich bin gern zufrieden mit Allem; aber wenn ich merke, daß so ein Kerl mit mir sein Spiel treiben will, dann hat die Geduld ein Ende. Er ist als Soldat in der Schweiz gewesen und weiß, wie wir diese Schurken haben traktieren müssen. Ich habe den Herrn gleich anfangs daran erinnert, jedoch die Bemerkung beigefügt, daß wir uns schämen würden, es so zu machen.

So lebt denn wohl, meine lieben Schüler; täglich sehne ich mich zu Euch zurück. Vielleicht werde ich bei meiner Rückkehr Euch gelehrte Schüler titulieren müssen; denn wer weiß, wie lange unsere Abwesenheit noch dauern kann. Fahrt fort, den vortrefflichen Unterricht Eures kenntnisreichen Papas so gut als möglich zu benutzen; benützet auch die Stunden bei Herrn Maurer wohl: dann werdet Ihr die Freude haben, bei der auf Euch wartenden Prüfung als geschickte Knaben in die gelehrte Schule aufgenommen zu werden. Vergesst es nicht, mich Eurem Papa und Eurer Mama höflichst zu empfehlen, und grüßet mir meinen lieben Herrn Maurer. In der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens wünscht Euch beiden alles Wohlsein
Euer Lehrer C. Bleuler V. D. M.

In der schon vorher erwähnten Schilderung der Ereignisse von 1815 teilt Nüscherer noch mit, daß durch Bleuler am Sonntag, 16. Juli, im Gottesdienst bei der Kirchenparade eine zeitgemäße Predigt gehalten worden sei, in der das zu Noirmont Vorgefallene benützt wurde, um den zürcherischen Soldaten, unter Belobung ihres Benehmens an jenem Tage, viele gute Lehren zu geben.